Umfang acht Seiten **Einzelbezug 40 Pfennig**

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

FÜNFTER JAHRGANG 1914 BERLIN-PARIS ERSTES APRILHEFT NUMMER 1



Franz Marc: Katzen / Zeichnung

Der Psychologe

Dieser Herr Victor Auburtin wurde offenbar vom Berliner Tageblatt wegen seines französisch anmutigen Namens nach Paris geschickt, um dort das Schaf im Theodor Wolffspelz zu spielen. Vorher hatte er, wie man weiß, den Tod der Kunst bewiesen. Seitdem plaudert er abwechselnd über Tod und Kunst. Von seinen Plaudereien lebt er und das Berliner Tageblatt jetzt seit dem Tode des Herrn Calmette. Was so einem Auburtin alles auffällt. „Mit dieser Waffe begab sich Frau Caillaux zuerst in den Keller des Ladens, wo sich eine Art von Schießstand befand und schoß den Browning ein, in dem sie sämtliche Kugeln auf eine Zielscheibe abfeuerte. Dabei hatte sie sich etwas beschmutzt und verlangt deshalb von dem Kaufmann Wasser, um sich die Hände zu waschen." Ein billiges Verlangen, das nur Herr Auburtin unbillig finden wird. Wenn sich ein Journalist jedesmal die Hände waschen sollte, sobald er andere beschmutzt, käme er mit keiner Tinte mehr aus. Mit diesem schmutzigen Wasser wird die unsaubere Seele der Mörderin begossen. Seht, den Mord im Herzen, wäscht sie sich vorher noch die Hände, die etwas beschmutzten Hände, aber, ha, die Blutflecken gehen doch nicht ab. Siehe Macbeth, fünfter Aufzug. So etwas weiß der Herr Auburtin, der zu der schönen Zeit lebte, als die Kunst noch nicht gestorben war. Aber die Mörderin tat mehr. „Dann bestieg sie ihr Automobil und fuhr — dieser eigentümliche Zug ist zuerst heute bekannt geworden — zu ihrem Zahnarzt, bei dem sie sich das Gebiß revidieren und instandsetzen ließ." Zahn um Zahn denkt der Kenner der alten Kunst. Und welche Verworfenheit. Solange läuft die Gattin eines Ministers mit verdorbenen Zähnen herum und gerade vor der Mordbereitschaft läßt sie sich die Zähne instandsetzen. Wie andere Leute sich nur an den hohen Fest- und Feiertagen die Zähne putzen und die Hände waschen. Frau Caillaux legt sich, eigens zu diesem Zweck, einen Mordtag ein. Bei so großen Vorbereitungen mußte etwas Außerordentliches geschehen. Herr Auburtin bemerkt es ausdrücklich: „So vorbereitet und gerüstet fuhr sie zu Herrn Calmette." Bis auf die Hände vorbereitet und an die Zähne gerüstet. Hätte Herr Calmette diese Vorbereitungen durch Herrn Auburtin erfahren — so etwas fällt einem Weltblattvertreter doch auf — der andere Weltblattvertreter hätte weiter bezahlte Artikel aufnehmen können. Noch teuflischer zeigte sich die Verruchtheit der Mörderin nach der Tat im Gefängnis. „Sie ging, begleitet von zwei Nonnen, in die Kapelle und zeigte während der heiligen Handlung, eine Frömmigkeit, die viel bemerkt wurde." Nämlich von Herrn Auburtin. Er, der aufgeklärte Mann, der Freisinnige, der Gott und die Frömmigkeit längst überwunden hat, wird sie doch nicht einer Frau glauben, die einen Kollegen erschossen hat. Einer Frau, die so modern ist, daß sie sich die Hände wäscht, die Zähne revidieren läßt und dann ein eigenes Auto besteigt. Wie unwahr ihre Frömmigkeit ist, zeigt sich für Herrn Auburtin auch dadurch, was sie d a n n tat. „Dann wurde sie in ihre Zelle zurückgeführt, wo sie einen Roman zu Ende las und ihr Mittagsessen einnahm." So etwas tut eine fromme Frau nicht. Herr Auburtin ist den ganzen Tag aufgeklärt. Auch was Frau Caillaux aß, ist für ihre Gefühlsroheit bezeichnend. „Das Mittagessen bestand aus Froschschenkeln, einem Hammelsteak und einer Fruchtspreise." Froschschenkel ist ganz verworfen, der reine Mann begnügt sich mit Hammelsteak und Fruchtspeise. Herr Auburtin ist durch seine Beobachtungen ganz verwirrt. Der Denker faßt sich an den Kopf und stützt ihn mit der linken Hand und mit der rechten taucht er verzweifelt in das Tintenfaß: „Und nun, ihr Psychologen, macht euch daran, uns den Fall mit seinen Gegensätzen zu erklären. Diese kluge Berechnung und diesen Wahnsinn; diese Frömmigkeit und dieses Romanlesen." Ja, wir stehen vor einem Rätsel. Wozu diese Reinlichkeit, wenn man vielleicht doch geköpft wird. Auf die paar Wochen kommt es doch nicht mehr an. Wozu beten, wenn man hinterher womöglich die Novellen des Herrn Auburtin liest, gegen die selbst Gott uns nicht hilft. Da habt ihr Psychologen etwas zu kauen, wogegen Froschschenkel Kindernahrung sind. Herr Auburtin hilft den Psychologen für diesen Fall en tout cas mit zwei Erklärungen: Vielleicht ist Frau Caillaux „eine jener methodischen Wahnsinnigen, die ein Verbrechen mit der genauesten und ruhigsten Vorsicht berechnen, die alles erwägen, nur das eine nicht, welche Folge ihre Tat haben wird." Diese lichtvolle Wahnsinnshypothese scheint selbst Herrn Auburtin durch die geschilderten Vorbereitungen nicht genügend begründet: „Wir wissen über das gesellschaftliche und medizinische Vorleben der Frau Caillaux noch nicht genug, um sagen zu können, wie weit man sich mit dieser Hypothese wagen kann." Herr Auburtin wird sich alle Mühe geben, um das gesellschaftliche und medizinische Vorleben der Frau Caillaux bei ihren Domestiken zu ergründen. Diese Hypothese ist den Schweiß des Treppensteigens wert. Die andere Erklärung, zur gefälligen Bedienung für die Herren Psychologen, ist „daß der Tat allerlei galante Motive zugrunde liegen." Bedenkt, ihr Psychologen, eine Frau, die einen Roman zu Ende liest, das gibt zu denken. Vielleicht sogar einen galanten Roman. Im Lande der Galanterie. Man kennt doch Frankreich . . . Ja, beim Souper, da kann man was erleben. Dann gehn wir zu Maxim . . . Aber die Pflicht gestattet nicht, so tiefe Probleme zu ergründen. Fort vom Schreibtisch wird Herr Auburtin in den Salon des Indépendants getrieben, den der Präsident der französischen Republik soeben besichtigt. Ein Mann, wie Herr Auburtin, der sich mit den Problemen vom Leben und vom Tode befaßt, kann natürlich nicht wissen, daß es in diesem Salon keine Bilder der Futuristen gibt und niemals gegeben hat. Er hält alles für futuristisch, was er nicht versteht. „In seiner strengen Unparteilichkeit legte der Präsident Wert darauf, auch den merkwürdigsten Kunstproben der Gegenwart seine Aufmerksamkeit nicht zu versagen." Herr Auburtin versagt seine Aufmerksamkeit gleichfalls nicht, aber er versagt. Dem Präsidenten der französischen Republik ist nachzurühmen, daß er nicht über „Kunstproben" schimpft, ehe er sie gesehen hat und daß er keine Meinung über Dinge abgibt, für die eine Meinung zu haben er von Frankreich nicht berufen wurde. Während die Herren vom Berliner Tageblatt in Berlin und Paris berufen sind, eine Meinung über Dinge zu haben, die nicht ihr Beruf sind, sie aber in Berlin diese unbezahlbare überzahlte Meinung nicht einmal abgeben, trotzdem sie dafür bezahlt werden. Also Herr Auburtin rennt hinter dem Präsidenten her: „Ohne eine Miene zu verziehen, ging er an den gelben Eierkisten vorüber und an der Plastik aus zusammengesetzten Ofenrohren, die einen venetianischen Gondoliere darstellen soll." Der Präsident verzieht keine Miene, während Herr Auburtin bereits bis an die Ohren grinst. Er hat zwar dem Berliner Tageblatt telegraphisch gemeldet, daß der Künstler Archipenko den größten künstlerischen Erfolg des Salons hat. Jetzt verschweigt er seinen albernen Witzen zuliebe, daß diese Plastiken von Archipenko sind. Die Eierkisten und die Ofenrohre sind natürlich Kostproben der Phantasie des Herrn Auburtin. „Die Begleitung des Präsidenten fing an unruhig zu werden." Herr Auburtin war sicher nicht aufgefordert worden, den Präsidenten zu begleiten. Manche Leute haben eben das Bedürfnis, immer hinterher zu laufen. Sie sollten für dies bezahlte Bedürfnis wenigstens ihre Pflicht anständig erfüllen, Tatsachen zu berichten, statt den Psychologen Hypothesen zur Verfügung zu stellen. Und sie sollten nicht eine Miene verziehen, weil andere so erzogen sind, nicht zu lachen, zum Zahnarzt zu gehen, und sich die Hände zu waschen. Sie sollten kein Urteil fällen über Kunst und Leben und Tod, was alles dasselbe aber nicht zu verwechseln ist. **H. W.**

Zur neuen Kunst

Dr. Adolf Behne

Ein V o r u r t e i l des Publikums ist es, sich der Kunst vornehmlich auf dem Wege oder besser U m w e g e des B e g r i f f e s zu nähern. Jeder Begriff ist eine Abstraktion, und die Abstraktion ist etwas Zeitloses. Jeder wirkliche reale Gegenstand aber steht in der Zeit und ist durch sie bedingt. Hier liegt der Stoff zu einem Konflikt. Denn beziehe ich den realen Gegenstand x in eine begriffliche Operation ein, so gehen seine zeitlichen Elemente mehr oder weniger unter. Die zeitlichen Elemente machen aber oft Entscheidendes aus, denn in ihnen liegt das Individuelle und Besondere. Gerade für die Kunst ist es eine Gefahr, wenn zeitlose Begriffe das Einmalige, Lebendige ersticken. Der Begriff „Naturalismus" macht das Wirken von hundert Künstlern prinzipiell gleich, während es sich in Wirklichkeit fast jedesmal um etwas anderes handelt, um ein ganz anderes Erlebnis für Giotto, ein ganz anderes für Dürer, ein ganz anderes für Manet.

Das Arbeiten mit Begriffen macht in der Kunstbetrachtung leicht blind für das, was **i s t**, besser gesagt, es macht weitsichtig! Der Betrachter sieht über das Werk des Künstlers hinaus, er stellt sich ein auf etwas, das eine ganze Strecke weiter liegt. — Man zeigt ein Bild von Kandinsky. Der Bürger sieht es kaum an, höchstens eine Sekunde; aber er hat sofort unzählige Begriffe, mit denen er glaubt, Kandinsky erschlagen zu können und zu sollen. Er redet sogleich mit Heftigkeit, errichtet Mauern, baut Schranken, stabiliert Axiome, er spricht — nicht etwa von dem vorgelegten Bilde des Kandinsky, kaum von Kandinsky überhaupt, er spricht von „diesen Neuen", den „Jungen", den „Leuten vom Sturm"; er schafft eher ein vollständiges System der Aesthetik, als daß er das vorgelegte Bild von Kandinsky nur etwas genauer betrachtete. Wahrscheinlich hat er es inzwischen überhaupt schon vergessen. Er hätte dieselbe Rede gehalten, wenn man ihm einen Holzschnitt von Boccioni oder eine Zeichnung von Kokoschka gezeigt hätte. Es muß also doch wohl leichter sein, mit Begriffen mehr oder minder logisch zu arbeiten, als seine Sinne zu konzentrieren; man geht um ein neues E r l e b n i s mit Begriffen herum. Schon Nietzsche hat den „ausgehöhlten Bildungsmenschen" gescholten, der, „es mag was Gutes und Rechtes geschehen, als Tat, als Dichtung, als Musik," sofort über das lebendige Werk hinwegsieht und den Autor mit Hilfe von Begriffen seziert, auseinanderreißt, weislich neu zusammenfügt und im Ganzen vermahnt und zurechtweist. (Unzeitgemäße Betrachtungen II 5)

Noch wollen es ja die meisten nicht wahrhaben, daß in der neuen Kunst Schönheiten vor-

handen sind, und wenn diese Meisten, statt zu lernen und zu suchen, vorziehen zu spotten und zu lachen, so werden sie sich noch etliche Zeit in der „kompakten Majorität“ befinden. Aber eines schönen Tages bestimmt nicht mehr! Was vor den neuen Kunstwerken den ungeübten Betrachter zum Widerspruch und zum Spott reizt, das ist die starke Abwendung von der Natur, die er, nur allzu unbedacht, als Nichtkönnen interpretiert. In Wahrheit liegt hier wiederum ein Vorurteil des Publikums vor, das, anstatt die Kunst eben als Kunst zu nehmen, sie in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Natur bringt, und, anstatt geradeaus auf die Kunst zuzugehen, einen Umweg über die Natur macht.

Und ist es nicht seltsam, daß das gleiche Publikum die Jungen von einst, die Liebermann und Uhde und Israels, gerade wegen ihres Naturalismus anfeindete? Wird der engere Anschluß an die Natur gescholten, wird Abkehr von der Natur bespottet, was soll der Künstler? Soll er den bequemen Mittelweg zwischen Natürlichkeit und Idealität wandeln, der so reizlos ist und den das Publikum so liebt? Uebrigens ist es nicht zweifelhaft, daß dem Publikum ein gesteigerter Realismus, auch wo es von ihm abgestoßen wird, noch immer verständlicher ist, als die bewußte Abkehr von der Natur. Und eben deshalb wird es noch eine gute Weile haben, bis die neue Kunst und das Publikum sich gefunden haben werden. Das Publikum soll plötzlich den Gedanken aufgeben, daß eine Zeichnung, eine Skulptur, ein Bild als Wiedergabe eines Naturobjektes zu betrachten sei, und daß deshalb aus größerer oder geringerer Naturähnlichkeit der kritische Maßstab für die Kunst genommen werden müsse, notabene: Aehnlichkeit nicht mit der wirklichen, wahren Natur, sondern mit der mehr oder weniger sentimentalen Natur des Publikums. Das wird eine um so tiefere, gewaltigere Revolution für das Publikum bedeuten, als ja die letzte Phase der Kunstgeschichte, der Impressionismus, die Manie des Vergleichens mit der Natur zu befestigen nur zu sehr geeignet war. Denn eine Manie ist es und bleibt es, im besten Falle ein Surrogat!

Wo steht denn geschrieben, daß die Kunst hinter der Natur herzulaufen habe? Man mache sich klar, was doch „Kunst“ ist, so wie man jede Sache im praktischen Leben aus ihr selbst heraus zu verstehen und zu erklären versucht! Die Malerei, um uns einmal auf diese zu beschränken, weil sie am meisten zum Vergleichen mit der Natur verlockt, die Malerei ist ein Arbeiten mit Farben, mit Linien, mit Hell und Dunkel, sie ist das Füllen einer gegebenen Fläche aus Papier oder Leinewand! Das ist gegeben. Wo wird hier eine Beziehung zur Natur notwendig gefordert? Sie ist hineingezwungen, das mache man sich klar. Und wie will man es rechtfertigen, wenn man vor einem Bilde stets etwas ganz anderes, eine völlig andere Welt, nämlich die Natur, heranzieht?

Auf jedem anderen Gebiete würde man das unsystematisch, unsachlich nennen. Was ich als Werk des Malers vor mir sehe, ist eine Fläche. Darauf sind Farbenkomplexe, rote, grüne, gelbe, blaue. Da sind Linien — geschwungene, gerade, fortlaufende, unterbrochene. Die Farben stehen untereinander in gewissen Verhältnissen. Eine einzige anders gedacht, und die Wirkung ist verloren. Die Linien stehen untereinander in unveränderlichen Beziehungen: eine Senkrechte weniger, eine Horizontale mehr, und das Bild ist nicht mehr wiederzuerkennen. Und schließlich stehen die Linien in Beziehungen zu den Farben. Aendern sich diese, so können jene nicht bleiben!

Das ist gegeben, das ist dem Publikum vom Maler zur Beurteilung vorgestellt. Und man redet — von der Natur! Kunstgesetze sind etwas völlig anderes als Naturgesetze — und man hört vor einem Kunstwerke nie von Kunstgesetzen, aber umso mehr von Naturgesetzen reden.

Dem, der ein wahres und inneres Verhältnis zur Kunst hat, sind solche Ausführungen, wie die obigen, selbstverständlich, dem anderen erscheinen sie vielleicht wie eine Lästerung. Aber der Schritt, den die jungen Künstler jetzt tun, ist einer auf dem Wege zur reinlichen Scheidung, zur Klarstellung, zur Befreiung zweier durch Unverstand und Gewohnheit lange zusammengekoppelter Begriffe. Sein Ziel ist Aufhellung, bessere Luft, freieres Atmen, und wie alles, was auf dem Wege zur inneren Befreiung, zu späterer Reinheit getan wird, letzten Endes auch von ethischer Bedeutung. Denn die Vorstellung, daß es sich in der neuen expressionistischen Kunst um Unreife, exzentrische Genialitätssucht und ähnliches handle, diese lege man beizeiten ab. Sie ist falsch. Man müßte doch wohl bei einigem guten Willen die Reinheit der Wirkungen in diesen Werken spüren können. Diese unverdorbenen reinen Farben, diese klaren, kräftigen Linien, diese deutlichen, großen Gegensätze von schwarzen und weißen Flecken, diese Helligkeit und Luftigkeit ganz ohne Wirkung bleiben.

Jedem, der einmal den alten, irreleitenden Umweg über die Natur verlassen hat, wird unmittelbar vor den neuen Bildern das Gefühl der Sicherheit, der Befreiung aufgehen. Die Natur ist eine Welt, die Kunst eine andere. Sie können nichts miteinander gemein haben. Und seit wir das wissen, erscheinen uns beide — weit gefehlt, daß sie verloren hätten — doppelt mächtig und doppelt schön. Wir schaukeln nicht mehr zwischen dem lufterfüllten Raume und der bemalten Fläche unsicher hin und her, wir stehen auf gutem und festem Boden! Möchte sich also das Publikum der neuen Kunst des Expressionismus mit Vertrauen und mit Interesse nähern. Möchte es versuchen, diese Kunst tief und vorurteilslos zu erleben! Das ist das Wichtigste, viel wichtiger, als eine Auseinandersetzung über die einzelnen Schulen des Kubismus, Futurismus, Neoimpressionismus usw. Das verführte den, dem die neue Kunst nicht schon innerlich etwas bedeutet, nur wieder auf den alten Umweg des begrifflichen Verstehenwollens historischer oder psychologische Konstruktionen. Zudem haben diese Konstruktionen wenig Wert. Das einzige, was man heute mit Bestimmtheit sagen darf, ist, daß im Ganzen der Expressionismus einen Gegenschlag gegen den Impressionismus bedeutet. Nun kommt es darauf an, das Publikum in einen inneren Kontakt mit dieser Kunst zu bringen. Dazu bedarf es einer pädagogischen Kraft. Psychologische und historische Entwicklungsschemen haben diese Kraft aber nicht. Mag das Publikum hundertmal zu hören bekommen und es vielleicht auch glauben, wie „es kam“ — es wird dadurch nicht um einen Grad für die neue Kunst erwärmt — und darauf allein käme es doch an!

Gedichte

Ein Auswanderer

Blutrot zuckte die Sonne zwar am Abendhimmel
heimatlicher Gefühle, doch sie ertrank im Meere
anderer Gedanken purpurn, als er sich zum
Morgenwalde wandte. Dort quillt ein Bach,
bewacht von
schroffen, starren, harten, kalten Wächtertannen.
Da er blindfüßig den Bach überschritt,
verstieß mit dem letzten
Tritt er die Bretterbrücke, daß sie der
Wächtertannen
Spiegelbild zerstörend, lärmend fiel zu Bache,
hin zu der Fische Kieselsteinen. Er trat auf einen
Nadelberg der Waldameisen, seufzte: „Auch
ich, ich
wollte mir das Haus erbauen, sei's aus spitzen
Tannennadeln! Doch immer noch brach
meinem Stil die
Axt ab, Hand erlahmte, günstiger Wind, vergaß
zu wehen!“
Wie Donner kam im Walde ein Rufen,
und im Rufen hauste eine Stimme
und die Stimme schwoll wider ihn im Grimme.
„Stets schlecht gezäunt waren die Pferde
deiner Leidenschaft,
entrafften dich und kehrten ohne Reiter heim,
des Körpers Masse gern ins Dunkle schleudernd.
Du hättest gern fühllos gelebt,
selig wie sich Baumeswipfel
in den schwarzen Waldesschleier spinnen.
Du hättest gern faulend gelebt,
wo an der Inseln Palmengestaden
der Sonnenschatten sanft hinfällt, und man
das Luftschloß der Robinsonaden bauen kann,
von keiner Pflicht dem Pfuhl entstört.
Jedoch nur Schweine sterben an Altären,
der Mensch dringt in den Himmel selber
den fausterkämpften. Nur du schlichst
Wanderer, den der Weg bezwungen,
vorschnell ermüdet in des Waldes Schattenkreis,
doch der volle Strom der Sonne gießt sich
unerbittlich nach.
Für halbe ist kein Hier, kein Dort,
ihr lebet stets den selben Höllenort!“
Die Stimme schwand, mit ihr dem Wanderer
der Weg,
und nicht vergebens winkte ihm,
ewigen Trost versprechend, des Wassers
Gewimmel.
Er glitt zum Sonnenaufgang in den Tod,
die schroffen Wächtertannen sprangen ihm
nicht nach.

Aufflug

Was, ach, sollen mir noch Spaziergang,
Sommer und Winter,
Essen zu jeglicher Zeit, und Trinken der
einerlei Weine,
Liegen bei Mädchen zur Nacht, und Wissen
um Worte, und Freunde?
Was auch sind mir kopfahnende Rümpfe der
Leser, oder
höhnisches Schlingern arschköpfigen, walzenfüßigen Schleimes,
oder Ermunterung mir und Lob der Meistergenossen?!
Mögen euch andern die Weisen der Lust durch
die Ewigkeit tönen,
nichts tränkt meine Seele!

So, wenn einst mich von grellen Fiebern wild
Umschrillten
der eisige Zahn des Todes
wegreißt vom Ufer des rastlos vorüberfließenden Flusses,
seligen Auges will ich enteilen,
endlich zu treffen dich,
unerhörte,
nicht gesehene,
ungeborene,
nie erschaffene!

Albert Ehrenstein

Der Weg durch die Nacht

Roman

Aage von Kohl

Fortsetzung

Er drehte in winzig kleinen Rucken den Kopf nach rechts und nach links; genoß mit Wohlbehagen das kühle Gefühl in seinen Füßen, in dem taufeuchten Gras zu stehen; glaubte in seinen Nasenlöchern und Ohren den frischen, nußartigen Geruch und den zarten, sickernden Laut der ruhenden und trinkenden Erde empfinden zu können.

Ja, murmelte er von neuem —: Wie ist es hier voller Frieden! . . .

Er atmete tief auf. Einen Augenblick kam es ihm vor, als friere ihn. Er bog langsam den Nacken hintenüber.

Die Sterne, dachte er gleich darauf, indem er mit Staunen beobachtete, daß ihm dort ganz oben der schimmernde Polarglobus mit einem weit stärkeren Schein zu leuchten schien als gewöhnlich —: die Sterne, diese zahllosen, unermeßlichen Lichtkugeln die gesetzbestimmt und unaufhörlich dahinwandern, da oben — und da unten! Und auf jedem einzelnen dieser Myriaden von ungeheuren Weltenkörpern, auf jedem einzelnen Fleck von ihnen allen, ist es genau so wie auf dem unseren, wimmelnd voll von Leben! Von Leben, oben wie unten, groß wie klein; Leben in der Luft, im Wasser, in den Felsklippen, im Schoß der Erde selbst, bis an ihrem Mittelpunkt; Leben ist überall, von oben bis nach unten, sichtbar wie unsichtbar — da ist gar nichts in der Welt, was Tod heißt! Nein, wenn der Tod auch so winzig klein wäre, wie die Spitze einer außerordentlich spitzen Nadel, oder wenn er nur der tausendste Teil des allerkleinsten mikroskopischen Wesens wäre, das wir kennen, so wäre doch nirgends Platz dafür, so unsagbar erfüllt von Leben ist alles! Platz, Raum, Zeit, Veränderung, Tod — das ist alles zusammen nichts weiter als verschiedene Wörter für ein und dasselbe: für Leben! . . .

Er empfand einen Schwindel von dem langen Hinaufstarren. Tief drinnen in seinem Halse war ein Zittern. Durch seine Knie kroch, Zoll für Zoll, eine Kälte hinauf.

Er tat hastig ein paar Schritte vorwärts, fühlte im selben Augenblick, daß gewiß etwas in ihm jetzt zu Ende war! Irgend etwas, er wußte nicht was, das von heute an für immer vobei war! Etwas Unbestimmbares, was ihn nicht mehr fernzuhalten vermochte . . . ja, fern wovon? . . .

Da draußen über dem Meere glitt, aus Süden kommend, weit, weit draußen, ein rötliches, kleines Licht gen Norden dahin — er richtete mit plötzlicher und atemloser Aufmerksamkeit seinen Blick darauf. Eine ganz kurze Strecke dahinter, und ein wenig höher oben in der Luft unterschied er unmittelbar darauf auch einen glasklaren, leuchtenden Punkt. Und eine Weile später konnten seine Augen, an die Dunkelheit gewöhnt, noch eine ganz kleine, dicht zusammengedrängte Gruppe von schwachen Schimmern erblicken, unten unter dem Klaren.

Nun ja —:

Ein Schiff, mit anderen Worten!

Ein Passagierdampfer offenbar — und er wußte auch welcher!

Denn dies war ja gerade der Dampfer, um dessentwillen er jetzt hier gestanden und gewartet hatte — so wie in den vielen, vielen Wochen vor heute, sowohl vorher . . . als auch nachher!

Annies und sein Schiff! Du großer Gott, ihr Hochzeitsschiff, der große, strahlende Ozeanvogel, mit dem sie und er vor langer Zeit nach Norden gesegelt waren, hoch hinauf zu den Nächten ohne Dunkel! Ach, hinauf zu einer schwindelnden Reihe von nordlichtflammenden Nächten, den schlaffreien Nächten ihrer Brautfahrt, den hellen Nächten ihrer kurzen, ihrer unvergeßlichen, ihrer ewigen Jugend miteinander! . . . .

Ein kalter Schauer durchrieselte ihn von Kopf bis zu Fuß.

Er erhob beide Hände, qualerfüllt —:

Und nun?

Alles vorbei!

Alles und für immer zu Ende?! . . .

Er wandte sich heftig ab, wollte nicht mehr da hinaus sehen, nein, er war müde, er war fünfhundertmal mehr als müde!

Er bemerkte selbst plötzlich den Ausdruck, den er hier gebraucht hatte, lachte auf einmal bitter: fünfhundertmal mehr als müde! Jawohl, daran erkannte er sich selbst wieder gründlich!

Ach, da hatte er wieder eine Klaue in das hineingeschlagen, was er über alles in der Welt verabscheute! da hatte er sich selbst wieder auf frischer Tat ertappt, n i c h t zu können, im Stich zu lassen, aufzugeben und zu entschlüpfen, zu weichen und zu meiden — sich als der lose Sand zu offenbaren, der er war! immer und ewig nur das benutzend, was ihm widerfuhr — um ein Wort, einen Satz, einen treffenden Ausdruck zu finden!

Er warf den Nacken hintenüber, kalt in allen Sinnen aus Ekel über sich selbst —:

Ach, mein Gott, sie haben mir meine Annie genommen!

Sie wagen nun obendrein noch als Deputation hierher zu kommen und mir als Ersatz ein gemeines, ein widerliches Tier anzubieten! Ein bluttropfendes Vieh mit entzündeten Zellen, das ich nie vor meinen Augen gesehen habe. Ein Monstrum, das ich hasse und dem ich zu Leibe will!

Und damit glaubt ihr also, daß unsere Abrechnung abgeschlossen ist — eure und meine meilenlange Abrechnung?

Haha, aber meinetwegen mag es so sein — verschwindet aber dann jedenfalls von hier! Befreit mich davon, euch noch zu hören oder zu sehen! Oder habt ihr noch nicht begriffen — daß gerade ihr es ja seid, daß gerade zuguterletzt i h r es seid, jeder Einzelne von euch, du und du und du und eure Frauen und Kinder und ihr alle miteinander, die ich hasse!

Gerade ihr!

Oder, antwortet mir —:

Habe ich euch nicht jahrelang mehr geschenkt als irgendein anderer, der existiert? Habe ich nicht gerast, weil i h r littet, geweint, weil i h r weinen mußtet, euch jedesmal getröstet, wenn es zu arg war, sang ich euch nicht vor, Tag und Nacht, alle Jahre, die ich lebte?!

Habe ich nicht Hunderte von Malen meine Brust zerfetzt und aus meinem Herzen das Blut gleich einem Schauer von Rubinen und Rosen über euch alle hinausgeschleudert —: Mein Gott, und dennoch habt ihr mir meine Annie genommen, ihr kamt eines Nachts auf unhörbaren Füßen in mein Haus geschlichen und stahlt sie mir aus den Armen, während wir schliefen! Ihr schändetet sie in dem Augenblick, der meinem Erwachen voranging, ihr ersticktet sie mit euren gierigen Fäusten, ehe ich ihr zu Hilfe gekommen war, ihr schlepptet ihre Leiche monatelang durch Zeitungen und durch alle Gassen!

Ihr stahlt, ihr raubtet, ihr mordetet — und nun kommt ihr zu mir und wollt mir als Ersatz das schenken, was ich am meisten im Leben hasse, das einzige zwischen Sonne und Erde, was mein Herz verabscheut und wovor es sich bis zum Tode ekelt! Mein Gott, ihr habt mir die Geliebte genommen — und noch habe ich sie nicht an euch allen gerächt, noch wandert ihr sicher da draußen herum, ihr zahllosen Menschen — alle ihr, die ihr im tiefsten Innern ganz d e m gleich seid, den ihr mir und dem Henker ausliefern wollt! Ihr alle miteinander auch nicht ein Tausendstel wert von dem, was sie wert war —: und ihr lebt dennoch, ihr albert und flennt, ihr eßt und trinkt und schlaft und erwacht von neuem, ihr umfangt einander und vermehrt euch unzählig — euer Mördergeschlecht unendlich über die Erde ausbreitend... und i c h stehe beständig hier und habe noch an nichts weiter gedacht, seitdem ihr sie von mir nahmt, als euch nur meine Qual zu verbergen — um euch nicht bange zu machen! Eure Untat zu verschweigen — nur um euch noch mehr Gutes zu schenken! Zu vergessen, was ich verlor — um euch froh machen zu können!

Von heute an ist meine Hand gegen euch alle

Ja, ja!

Aber jetzt ist d i e Zeit vorüber!

gewendet!

Von dieser Nacht an ist mein Sinn ausgebrochen, Ketten und eiserne Stangen nützen euch nicht mehr, ich irre mit dem Messer an euren Türen heulend umher, ich zersprenge wie ein Sturmwind eure Fensterscheiben, ich rase wie ein Unwetter über euren Schlaf und eure bleichen Träume hin, ich beiße euch laut lachend in die Kehle und sauge euer Blut aus bis ihr sterbt! . . .

Er hatte die beiden geballten Hände erhoben, starrte wild und schäumend vor sich hin, alle Muskeln gespannt, in unbändiger Begierde zu schlagen.

Aber da war es auf einmal, als kehrten seine Gedanken sich plötzlich um, als kehrten sie sich jäh zu einem Angriff gegen ihn selbst — so unvermutet, so heftig, daß seine Kehle sich zusammenschnürte, sein Herz stand still, er hieb qualvoll seine beiden Fäuste gegen seine Brust, ein Stöhnen sprang von seiner Lippe —:

Ja!

Denn es war ja wahr!

Er selber trug wirklich die ganze Schuld!

Es war alles er — und er allein! Er war der, der feige war, der schwach war, der bange war, der weder hörte noch sah! Er vermochte nichts weiter in der Welt, als nur an sich selbst zu denken!

Ach ja, es gab gewiß keinen Zweifel da: es war seine eigene Schuld, daß dies alles gekommen war, wie es kam: oder wußte er denn nicht aufs Haar, daß der, der das Köstlichste von allem besaß — selbstverständlich auch die Pflicht hatte, darüber zu wachen! War er denn ein unwissendes Kind, war er ein Junge, der die Gesetze des Daseins nicht kannte, war er fünfundzwanzig statt vierzig, hatte er nicht in diesem Alter ganz klar wissen müssen: daß ihre Schönheit aller Blicke auf sich zog, daß Tausende begehrten, sie zu rauben! Hatte er es nicht schon früher selbst in Vermessenheit zu ihr gesagt, nicht einmal, sondern wieder und wieder: wenn ein anderer sie besessen hätte, wenn das Leben es so gewollt hätte, daß sie schon einem andern gehörte, ehe er sie erblickte — da hätte auch er mit allen den Fähigkeiten, die ihm zu Gebote standen, sich bestrebt, sie für sich selbst zu erobern! da wäre kein Mittel ihm zu bitter erschienen, kein Hindernis zu groß, kein Widerstand zu stark, kein Recht zu tief, daß er nicht gewagt hätte, es zu kränken — um bis zu ihr zu gelangen! Und doch — und trotz alledem — dennoch hatte er das alles vergessen und hatte geschlafen! Dessen ungeachtet hatte er sich sorglos nur mit sich selber beschäftigt, mit Schreiben, mit dem,

was er seine Kunst nannte — mit seinem Ruhm, seinen Plänen, seinen weit schweifenden Gedanken, Selbstanbetung von Anfang bis zu Ende!

Sie hätte er bewachen sollen — und das hatte er nicht getan!

Es war ihm also ganz recht ergangen — wie er es verdiente!

Kurz und klar, das Ganze!

Fertig! . . .

Er hatte sich auf eine Bank niedergeworfen, die hart am Rande des Bollwerkes stand.

Todmüde, mit keuchenden Atemzügen, mit glühenden Augen starrte er um sich, um zu sehen.

Dicht unter ihm plätscherten die langsamen Wellen; mit kleinen, nassen, klatschenden Schlägen schlugen sie zuweilen gegen Planken und Balken.

In der Ferne da draußen, ganz weit weg, gerade über der doppelten Linie von Dunkel und noch tieferem Dunkel des Horizonts, stand ein Stern; sein Spiegelbild glitzerte da draußen feucht.

Nach Süden zu war der Himmel schwarz, aber im Norden und Nordwesten schimmerte beständig, lautlos, schillernd, in sonderbaren, zugleich gedämpften und grellen Tönen von Gelblich und Grün und Rot, ein wechselnder Widerschein der gesunkenen Sonne.

In seinen Nasenlöchern spürte er auf einmal den bitteren, rußartigen Geruch des Rauches aus dem Schornstein irgendeines unsichtbaren Dampfers — er hob plötzlich den Kopf ein klein wenig, sog wieder und wieder begehrlich in rätselhaftem Behagen diesen Gestank ein . . . und da erinnerte er sich jäh, ohne selbst zu wissen weshalb, seiner, des Alten, des Aufsehers, von da drüben, und seiner Worte, daß wir das Glück vergäßen, sobald es vorbei sei — aber an das Unglück klammerten wir uns mit Händen und mit Füßen an, als gäbe es nichts auf der Welt als das!

Wahr, dachte er jetzt —:

Wie war es wahr, Punkt für Punkt!

Wie war es einfach, wie war es richtig — wie war es vollkommen wahr! . . . .

Er setzte sich mit einem Ruck aufrecht auf die Bank, starrte sinnend einen Augenblick vor sich hin, lehnte sich darauf langsam vornüber, indem er die Ellenbogen auf seine Knie stützte.

Aber, grübelte er weiter, noch ohne so recht ernstlich zu empfinden, womit sich sein Gehirn beschäftigte —: aber wie kann es nur sein, daß es wirklich so ist?! Woher kommt es, daß das Unglück, das grauenvoll Ungewöhnliche, das Entsetzenerregende, eine so grenzenlos große Macht über uns hat?

Und über uns alle miteinander?

Ueber alle die andern — sowohl wie über mich?

Würde ich denn also anders gefühlt haben, wenn Annie nur . . . . . ganz einfach gestorben wäre? . . . .

Seine Finger krallten sich plötzlich hart und fest ineinander, er bog den Nacken ein wenig zurück, die Gedanken jagten in schwindelnder Hast durch seinen Kopf —:

Würde auch ich das Ganze anders empfunden haben — wenn sie eines schönen Tages unvermutet krank geworden wäre, wenn sie zu mir hereingekommen wäre, während ich dasaß und schrieb, eine kleine Weile hinter meinem Stuhl gestanden hätte, es so lange wie möglich hinausschiebend, mich in meiner Arbeit zu stören, mich bange zu machen; aber schließlich konnte sie nicht mehr, sie hätte ihre Wange gegen meine Schulter gelehnt, ein klein wenig schwer — und nach einer Weile hätte ich gemerkt, daß ihre Haut so heiß war, sie brannte mir durch den Anzug — nicht so, wie so oft sonst, wenn wir froh waren,



Friedrich Rosenkranz: Originalholzschnitt

aber auf eine andere, eine fremde, eine angsterweckende Weise! und und ich hätte mich mit einem Ruck aufgerichtet: liebster Schatz, Annie, aber Kind, was hast du doch nur, wie deine Wangen glühen, du siehst aus, als hättest du Fieber, friert dich —: ja, du zitterst ja am ganzen Leib, mein Lieb, beeile dich, du mußt gleich ins Bett, komm, aber du schwankst ja auf den Füßen, laß mich dich hintragen, ach, Geliebte, habe ich dich jetzt auf meinen Armen, wie bist du leicht zu tragen, so schön und so leicht, wie paßt du herrlich in meine Arme — aber, nein, beeilen wir uns, nicht wahr, komm, ich helfe dir das Kleid ab, deine Stiefel, ach Gott, wie du überall brennst, wie Feuer — so, so, nur ruhig, ich bin ja bei dir, ich komme ja gleich wieder zurück, ich laufe nur hinein und telephoniere nach dem Arzt! . . .

Wäre das wirklich eine geringere Qual gewesen — alles dieses?

Wenn sie monatelang da drinnen krank gelegen hätte, sich auf dem Kissen hin und her werfend, ohne Ruhe finden zu können — oder beängstigend still daliegend mit unhörbarem Atemzug, mit schweißperlender Stirn und fahler Haut, die großen Augen so heiß, mit einem Blick, den ich nicht kannte, einem wilden und beständig suchenden Blick — stöhnend, vom Fieber verheert, das Goldhaar an ihrer Wange, an ihrer Schulter klebend! unter wahnsinnigen Träumen zitternd, die sich mit einem Sprung auf ihre Brust gestürzt hatten und ihren Hals mit langen Fingern umklammerten! Wenn ich jeden Tag in Schrecken auf den Arzt hätte warten müssen, mit zusammengepreßter Kehle seinen Worten hätte lauschen, atemlos den Ausdruck seiner Lippen, seiner Augen, seiner Hände, seines Ganges hätte erspähen müssen — und die Bedeutung des Unlesbaren, das er auf das Rezept schrieb, und das die tränenverschleierten Blicke noch weniger als je zu deuten vermochten!

Wenn ein Tag nach dem anderen ohne Besserung vergangen wäre, Nacht für Nacht, wo das Fieber stieg und die Kräfte schwanden — und sie ausgemergelt da drinnen lag, weiß, so durchsichtig weiß, mit murmelnden Lippen, hin und wieder mit einem Schrei auffahrend, mir beschwerlich mit jedem Blick folgend, wenn sie bei Besinnung war, heftig bestrebt in ihrer Ohnmacht, mich nicht noch ängstlicher zu machen — todmüde, ja, zum Tode ermüdet auf das Lager zurücksinkend, wenn sie nur einen einzigen Satz geflüstert hatte! Tag für Tag und Woche für Woche, ohne schließlich weder essen noch trinken zu können, in Betäubung daliegend, in einem entsetzlichen Zustand, der weder Leben noch Tod war!? . . .

Mein Gott!

Wäre es wirklich beser gewesen, wenn sie mir so genommen worden wäre — statt dessen, was kam?

Oder würde nicht mein Herz auf ebendieselbe Weise gezittert und geschrien haben, wie es das jetzt tat — wenn sie auch dort in ihrem Bett gestorben wäre, mit ihrem Kopf auf meinem Arm ruhend, das mächtige, goldene Haar verwelkt und verblaßt, die Glut der Augen erloschen, mit übermäßig magern Fingern beständig nach meiner Hand tastend — ohne fühlen zu können, daß ich ja die ihre schon zwischen den meinen hielt! angstvoll, leidvoll, und unaussprechlich matt, bestrebt, mit dem blinden Blick mein Antlitz zu finden, mir noch ein letztes Mal zu sagen —: daß ich sie nie loslassen dürfe! daß sie noch nicht von hier fort wolle, daß ich tun müsse, was in der Macht eines Menschen stünde, um sie fest zu halten, ach Gott, hörst du, Glaß, ich werde auf einmal so grauenvoll bange, ich kann nicht mehr hören noch sehen, wo bist du, was für eine Dunkelheit legt sich da über mein Gesicht, es erstickt mir den Atem, Hilfe, Glaß, ich sterbe! . . . . .

Würde das weniger schlimm gewesen sein — als das andere?

Würde es wirklich?

Würde es?

Er beugte langsam, mit klappernden Zähnen, den Kopf noch tiefer vornüber; strich mit den Händen zitternd über sein Antlitz; hörte in seinem Ohr sein Stöhnen —:

Nein, durchzuckte es ihn; er erhob sich plötzlich mit einem Ruck, schwindelnd, das Herz wahnsinnig zerrissen, zu einer einzigen, blutenden Wunde —: Nichts wäre schlimmer noch besser gewesen — nichts von alledem! Vollständig gleichgültig, ob es auf die eine oder die andere Weise geschehen wäre —: alles in gleichem Maße maßlos grauenvoll!

Ei, ei —:

Nun, so also war es zu leben!

Zu leben bestand mit anderen Worten aus nichts weiter: als mühselig, unter zahllosen Qualen, lieben zu lernen, wenn man überhaupt jemals so weit gelangte — und dann im selben Augenblick, wo das erreicht war, erfaßt zu werden von dem Entsetzen bei dem Gedanken, verlieren zu müssen! Ach Gott, was bedeutete es, ob die Grausamkeit eine Sekunde oder eine Woche währte, ob es heute kam oder erst in einem Jahr, ob ein Körnchen mehr oder weniger von dem Grauenvollsten darin war. Jetzt verstand er erst, jetzt begriff er erst allen Ernstes, warum jener Satz, den der Aufseher ausgesprochen hatte, sich so unvergeßbar in seinen Gedanken eingehakt hatte: ach ja, ganz einfach, nicht wahr: da lag ja die strauchelnd schlichte Antwort —:

Warum klammerte sich wohl der Mensch an das Unglück — hatte er gefragt, dieser Tor, der nicht sehen konnte!

Ja, aus dem unendlich zuverlässigen und guten Grund: daß es überhaupt nichts anderes gab! Wo man auch in der Welt suchte — nirgends fand man irgend etwas anderes, als Qual, als Jammer, als Entsetzen, als das einzige, Millionen Jahre alte, alles überwältigende, unbarmherzige und ungeheure Ding: das Unglück!

Er hatte einen heftigen Schritt vorwärts auf dem knirschenden Kies getan, stand da, den einen Fuß oben auf dem Rand des Bollwerkes, beide Arme plötzlich nach der Seite hingeschleudert, in seinem ganzen Wesen nur dies eine denkend, nur dies eine empfindend, das er jetzt auf einmal mit weit zurückgeworfenem Nacken laut ausrief —:

„Nein!

Das Unglück!

Weiter gibt es nichts!"

Aber da, noch ehe der Widerhall des Rufes sein Ohr getroffen hatte — geschah es zum zweitenmal, ebenso wie vorhin, daß seine Gedanken wie in der Bahn eines Kreises sich blitzschnell gegen ihn selbst kehrten —:

Ja!

Anni!

Sie hatte er vergessen!

Während er hier stand, sich selbst mit leeren Worten bejammernd — hatte er Annie vollkommen vergessen!

Hatte nicht eine Sekunde seine Erinnerungen an all das Glück bewahrt, das sie ihm elf Jahre hindurch überschwänglich gespendet hatte!

Hatte undankbar brutal aus seinem Gedächtnis all das schwindend Große gestrichen, was er ihr schuldete! Hatte gemein an sie gedacht — als habe sie ihm gar nichts weiter gebracht als den Schmerz, da sie ging!

Aber nicht genug damit —:

Hier stand er außerdem, bis zum Ekel sich in sich selbst einhüllend, ohnmächtig und nichtswürdig darüber nachgrübelnd, was wohl das beste für ihn gewesen wäre — wenn sie auf dem Fleck gestorben, wo sie zu sein liebte, oder wenn sie ermordet worden wäre!

Wenn sie in seinen Armen, nahe an seinem Herzen, seinen Mund über dem ihren gestorben wäre — oder wenn sie, jäh, kaum zu der Zeit gelangt, wo das Dasein ihr nicht nur Freude, sondern auch Freuden bot, ohne das geringste davon zu ahnen, plötzlich eines Nachts von einem unbekannten Tier erdrosselt werden sollte! Daß sie, allein in der Dunkelheit, weit entfernt von Hilfe, mit Nerven, die ihr Fleisch mit Flammen peitschten, wahnwitzig wild, ach, unsagbar mit Abscheu erfüllt, mit namenlosem Grauen und Haß in allen Fibern — von Mörderhand getötet worden war, besudelt, mißhandelt, zerfleischt und geschändet, mein Gott, mein Gott, wie war es möglich, daß das geschehen konnte! Höre mich, Hilfe, ich kann nicht mehr.. dunkel... ich falle.... mein Herz . . . . Annie, ich......

Langsam öffnete er seine Augen.

Hatte nach und nach ein unbestimmtes Gefühl, daß es gewiß ganz dunkel, kohlschwarz hier vor ihm geworden war.

Mochte jedoch nicht darüber nachdenken, fühlte sich rätselhaft beschwichtigt, so wunderbar voller Frieden, so samtmild wohlig in allen Gliedern — als liege er in seinem Bett und schlafe!

Wie war es wunderbar weich überall, alles um ihn her, oben wie unten, so herrlich, ach wenn es doch immer so sein könnte wie jetzt, o, segelte er, lag er, so lang wie er war in einem sehr feinen Boot und glitt mühelos einen kohlschwarzen Strom hinab, der ihn leise auf und nieder schaukelte, ewig auf und nieder!?

Wie war es gut auszuruhen so wie jetzt. So sanft und leidlos mit dem Fluß dahin zu schwimmen. Unmerklich und blind, Fuß um Fuß auf seinen Wellen dahin getragen, seinem unendlichen Ziel, dem seligen Ziel entgegen — einer königlichen Küste entgegen, dem fernen, dem fremden, dem märchenhaft schönen Land entgegen, wo alles schwarz ist und von Seide, wo man nichts sehen und nichts hören kann, frei von Geruch und Geschmack, und befreit davon, die Nähe der andern zu spüren! Willkommen, mein Gott, willkommen, du gastfreie Stätte, die ich so lange gesucht habe — und von der die dunklen Vögel mir so oft berichtet haben!

Ach, jetzt war er denn also in den Schutz des Daseins gelangt, in den großen und ruhigen Schatten des Lebens, außerhalb des Schmerzes und außerhalb der Lust! Jetzt saß er befreit und wußte sich daheim — siehe, über den Zinnen der Berge, da draußen, stand eine silberweiße, ruhige Wolke unbeweglich still und schimmerte, die Luft war so kühl und hoch jetzt überall, so durchsichtig klar — wer aber war die strahlende Gestalt, die er hier gewahrte, und die ihm so gut gefiel —: Komm, komm, du leuchtender Dämon da hinten, komm und setze dich an meine Seite! auf der Rasenbank hier wollen wir sitzen, du und ich, wie bist du überirdisch schön, wie ist dein Gewand blendend weiß wie eine Sonne, oder ist es im innersten Innern purpurfarben wie ein Blut, oder ist es ganz auswendig schwarz wie eine Nacht! Oh, wie durch einen Diamant kann ich jetzt dein Herz goldig lodernd da drinnen sehen, du weißt nicht, wie gern ich dein Herz küssen möchte, aber höre jetzt, erzähle mir, wie du heißt... nein, sage es wieder; und noch einmal bitte ich dich. Und von neuem — denn es ist ein so merkwürdiger Name, so voll un-

vergeßlicher Schönheit und Güte, ich fühle seinen Klang wieder in allen meinen Poren und hörte seinesgleichen doch noch nie zuvor! Und wer bist du eigentlich, sage es mir — denn im tiefsten Innern erscheint es mir, unsagbar süß, als habe ich dich mein ganzes Leben gekannt, als habe ich immer an deiner Seite gewandert — bist du eine Schwester von mir oder wer bist du? komm, ich bin noch ein wenig verwirrt und müde, laß meinen Kopf, der schwindlig ist, sich an deine Brust lehnen und den lieblichen Ton des Glückes hören, der rein und ununterbrochen da drinnen singt, laß mich in Schlaf fallen, während ich ihm lausche! . . . .

Noch eine Weile gab er sich völlig diesem mystischen Genießen hin; konnte geheimnisvoll zur selben Zeit glückselig dort liegen, den Nacken in dem Schoß der Geliebten und Fremden — und trotzdem leibhaftig daneben stehen und dankbar sie und sich selbst betrachten.

Bis er allmählich ganz nach und nach anfing, sich über ein schwaches, aber auffallendes, ein gleichsam körniges Gefühl in seinen Lippen zu wundern — nun auch über ein außerordentlich feines Knirschen da drinnen an seinen Zähnen!

Beunruhigt, gleich darauf gereizt, schließlich zornig über diese Störung seines Friedens, erhob er mit einem Ruck den Kopf, sah sich um —:

Was war denn das?

Was war dies hier nur einmal??

Wo war er denn — wie ging dies alles zu???

Er erkannte plötzlich, daß er wirklich ganz einfach an der Erde lag, auf der Nase, war er gefallen — gestrauchelt, wann, wie?

Mit einem Ruck erhob er sich auf die Knie, mit bleischwerem Nacken, schmerzenden Schultern, mit einem sonderbar spitzen und stechenden Gefühl in seinem Herzen, wie von einem Splitter, der quer darin saß; er starrte um sich — und begriff dann endlich, daß er also kurz und gut in seinem Garten lag, der Länge nach an dem Bollwerk ausgestreckt, es war Nacht, war er umgefallen, indem er ganz unerwartet eingeschlafen war, oder nachtwandelte er? Höchst merkwürdig dies alles, es tat abscheulich weh in seiner Brust — und in dem Daumen der linken Hand!

Aber dann kehrte jäh und völlig sein Bewußtsein zurück.

Er lachte.

Kam mit ein klein wenig Mühe wieder auf die Füße, fühlte sich ein bißchen schwindlig drinnen hinter der Stirn, weich in allen Knochen.

Wurde plötzlich von Dankbarkeit ergriffen bei dem Gedanken daran, daß doch offenbar und Gott sei gelobt niemand dieses lächerliche und, milde gesprochen, dieses unappetitliche Geschehnis gesehen hatte!

Er lachte von neuem — heller als vorhin. Bog sich darauf mit etwas Schwierigkeit vornüber, und begann angestrengt, sich die Kleider von oben bis unten abzubürsten; zog schließlich auch noch seine Jacke aus, um zu untersuchen, ob nicht auf dem Rücken auch noch Spuren seien. Endlich in dieser Beziehung beruhigt, begann er immer mehr lächelnd, leichten Mutes, schwer trampelnd über die Stelle hin und her zu wandern, wo er gelegen hatte, um auch dort kein Zeichen davon zu hinterlassen, daß er da gelegen hatte

Er sah sich mit den Augen zwinkernd um, strengte sich an, durch die Dunkelheit hindurch das ganze noch ein letztes Mal zu überschauen, rieb sich unwillkürlich über die Brust hin, wo es immer noch schmerzte und stach — und entsann sich darauf seiner Zigaretten.

„Ja!" — sagte er halblaut, bewegte die Lippen gegeneinander — „ich glaube wohl, daß ein Mundvoll Rauch sich vorzüglich in dem Ensemble ausnehmen wird, ganz einfach!

Ich habe beständig, so scheint es mir, diesen häßlichen Erdgeschmack noch in meinem Gaumen! Also Feuer!"

Er zog das Etui heraus, öffnete das kleine Schloß mit einiger Mühe, ergriff mit unsicheren Fingern eine Zigarette, steckte sie in den Mund, wühlte eine Streichholzschachtel heraus, bekam endlich Feuer.

„Ah!" — murmelte er nach dem ersten Zug —: „Herr du meines Lebens, wie delikat das schmeckt, ganz prima!" — währenddessen durchrieselte ihn ein sachter Kälteschauer, er wunderte sich über die Worte, die er eben ausgesprochen hatte — denn in Wirklichkeit erfüllte ihn der Tabaksrauch in diesem Augenblick nur mit Ekel; er warf nun also den Stummel weg, fühlte sich dadurch beruhigt, sah über seine Schulter zurück. Entdeckte dann die Bank, auf der er vor kurzem gesessen hatte.

Er ging langsam dahin, den Kopf wackelnd, mit noch schmerzendem Daumen, sah einen Moment gedankenlos auf die weißen Gitterstäbe nieder, kam darauf zur Besinnung, setzte sich — lehnte sich plötzlich schwer zurück.

Nun, dachte er eine Weile darauf —: hier ist es ja schön!

Aber worüber grübelte ich doch eben noch nach, als ich vorhin hier saß?...

Eine Sekunde suchte er vergebens nach diesem Gegenstand.

Er strich sich unentschlossen über die Stirn, wo hier und da noch einige Sandkörner saßen.

Entsann sich dann auf einmal des Namens Anni... und da war es ihm plötzlich, als ergieße sich ein Strom von ganz feiner, errötender Wärme in all seine Glieder —: Annie, von seiner Geliebten, seiner Frau, hatte er geträumt, während er vorhin hier saß!

Fortsetzung folgt

Die Barfußtänzerin Käte Fischer

Laß mich im tiefen Tal
deiner firnenweißen Zehen,
über die das Rampenlicht Alpenglühen schminkt,
zwerghaft ein Kletterer sein.
Ich verspreche dir auch, ohne Eispickel und
Bergstock zu kommen.

Laß mich im Miroir
deiner goldgefaßten Nägel
einzigster Voyeur sein. Hier bin ich! Dort bin ich!
Spiegel um Spiegel zeigt mich.
Jetzt konvex, jetzt konkav bin ich bald dorisch,
bald jonisch ein Tempel.

Laß der Lawinen Staub,
den Samum auf mich losstürmen!
Ich halte mich schon an dem einzigen Härchen fest,
das kein Depilatorium
aus der dunklen Schlucht deiner linken großen
Zehe konnte entfernen.

Laß mir als Trunk den Quell,
der von oben duftig rieselt,
wenn du dann im Beifall des Publikums dich neigst.
Laß mich — verstatte mir nur
dieses einzige Mal Edelweiß, Enzian pflückend
— Tourist sein!

Alfred Richard Meyer

Gynäkologisches

Die Zeit aller Bummelei ist endgültig vorüber. Wir wissen das!

Die Offiziere müssen sich schinden. Selbst die Herren Stabsärzte.

Leutnant Gutzeit war sehr in diese zeitschinderigen Betrachtungen verwickelt. Sein Vetter Häring war schlechterdings zu keiner Partie mehr herzukriegen.

Verdammter Schlauch! der allüberall Platz greift. — Ein Stabsarzt war früher immer zu haben gewesen, wenn die Herren von der Linie angespannt waren.

Vetter Häring mußte einmal Auskunft geben, warum ihn der Dienst so hoch nahm.

Er war in die Charité kommandiert. Aha! Das war diese sonderbare halbzivile Geschichte, wo man nur zum Mittagessen Uniform trug.

Natürlich, das war die verdammte Notlage. Er war ein sogenannter Streber.

Na, darum doch einmal zu ihm hingestiegen und ihn zur Rede gestellt! Vielleicht war bei ihm doch eine Partie zu verquicken.

Bei Stabsarzt Vetter Häring ließ sich Leutnant Gutzeit acht Uhr abends melden.

„Sehr nett von dir! Lebst du überhaupt noch?"

„Ich lebe schon. Lebst du noch?"

Gutzeit erwischte gerade noch die Bücher, über welche Häring studiert hatte, und die jetzt hoch oben auf ein Regal flogen.

„Donnerwetter! Gynäkologisches."

„Ja. Gynäkologie."

„Sag einmal, die Armee rekrutiert sich aus lauter deutschen jungen Männern, was hast du denn mit Weibern zu schaffen?"

„Scherze mir nicht! Ich entbinde zurzeit täglich Stück dreißig Weiber in königlicher Universitätsklinik."

„Nicht möglich."

„Stilgerecht. Zangen. Beckensägungen. Die leichten Fälle holt die Hebamme."

„Mensch! Wird denn damit gerechnet, daß anormal mal Miles Kinder kriegt?" —

Leutnant Gutzeit fragte verblüffend ernst.

„Beruhige dich, Vetter! Wenn ich im aktiven Dienste einmal was entbinden würde, wäre es wahrscheinlich die Frau Feldwebel."

Hermann Essig.

Empfohlene Bücher

Paul Leppin
Severins Gang in die Finsternis / Ein Prager Gespensterroman
Delphin-Verlag / München

Paul Zech
Die eiserne Brücke / Neue Gedichte
Leipzig / Verlag der Weißen Bücher

Handbuch der Kunstwissenschaft
Herausgegeben von Dr. Fritz Burger / Soeben erschienen Lieferung 13: L. Curtius: Die antike Kunst / Heft 1
Berlin-Neubabelsberg / Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H.

Ständige Ausstellungen der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Potsdamer Straße 134 a

Vierundzwanzigste Ausstellung

Paul Klee

Expressionisten

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark
Monatlicher Wechsel

Sturmausstellungen in Deutschland und im Ausland / April 1914

Magdeburg: Kandinsky
Trondhjem / Norwegen: Der Blaue Reiter
Halle: Archipenko
Marburg: Franz Marc
Erlangen: Gabriele Münter
Stuttgart: August Macke
Stockholm: Graphik
Tokyo: Graphik
London: Graphik
Hannover: Severini
Eisenach: Expressionisten
Frankfurt a. M.: Jawlensky

Verlag Der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift der Sturm

Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Generalvertretung des Verlags Eugène Figuière / Paris

Originalholzschnitte / Handdrucke

Die Gesamtauflage ist in Klammern beigefügt / Alle Exemplare sind vom Künstler nummeriert und signiert

Franz Marc: Versöhnung / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde Hochformat / Die Hirtin / Der Stier / Schlafende Hirtin / Wildpferde / Ruhende Pferde (handaquarelliert) / Das Exemplar 40 Mark (je 10)

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm vom Künstler mit der Hand aquarelliert / Das Exemplar 5 Mark (100)

Kandinsky: Sonntag / Zwei Vögel / Das Exemplar 30 M / Radierungen M 60 und M 40

Wilhelm Morgner: Acker mit Weib / Tierdresseur / Holzarbeiterfamilie / Fressende Holzarbeiter / Das Exemplar 25 Mark (10)

Gabriele Münter: Neujahrswunsch / Das Exemplar 30 Mark (5)

Walter Helbig: Landschaft / Das Exemplar 30 Mark (5)

Schmidt-Rottluff: Mann und Weib / Sonnige Straße / Nordischer Hafen / Mädchen auf Sofa / Sitzende Frau / Zwei Frauen im Raum / Porträt / / Straßenkurve / Zwei Akte / Das Exemplar 30 Mark (12) / Liebespaar / Müßige Hetären / Schlafende Hetäre / Je 40 Mark (12)

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] / Das Exemplar 30 Mark (12)

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Exemplar 5 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten

Künstlerpostkarten

Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied /

Kandinsky: Komposition 6

Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale

Oskar Kokoschka: Utinam delectet

Robert Delaunay: La Tour

Karten von Macke / Münter / Marc Chagall / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes usw

Mappen und Alben

Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / Mark 10

Illustrierte Ausstellungskataloge

Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig
Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Zeitschriften

La Cerba / Halbmonatsschrift / Florenz / Via Nazionale 25

La Route / Revue de l'Effort Social / Paris / Rue de Vaugirard 120

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / **La Renaissance Contemporaine** / Halbmonatsschrift Paris / 41 Rue Monge

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Montjoie / Halbmonatsschrift / Paris / Chaussée d'Antin 38

Haro / Monatsschrift / Brüssel

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel illustré / Directeurs: Guillaume Apollinaire et Jean Cérusse / Paris 278 Boulevard Raspail / Jahresbezug 12 francs

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9
Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag: F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26